

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 256.

Samstag, 1. November.

1930.

Billy der Teufelsterl / Eine abenteuerliche Geschichte

Von Fritz Strauß.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Leutnant Rosira, genannt Jack, war nach seinem Besuch bei den drei Freunden in den Palast des Präsidenden zurückgekehrt.

„Ist etwas von Bedeutung vorgefallen?“

„Wie man's nimmt“, berichtete ihm sein Stellvertreter. „Der Fliegermajor ist nach Vera Cruz ausgezogen.“

„Nach keine Witze!“

„Ich denke nicht daran. Es ist tatsächlich wahr.“

„Mit dem Flugzeug?“

„Nein, mit der Eisenbahn. Ich war gerade im Vorzimmer oben und habe einen Teil von der Meldung des Hauptmanns Aragon an Aguilar aufgeschnappt. Ganz zufällig. Die Tür war versehentlich nur angelehnt.“

„Na, das setzt einen schönen Krach bei Bud und Jimmy. Teufel auch, das hat gerade noch gefehlt! Verdammte Geschichte!“, wettelte Jack los und schrie, in der falschen Annahme, Stone wäre mit dem Morgenzug entflohen, schleunigst die paar Zeilen an Bud. Mittlerweile hatte Stone den Abendzug am Tage vorher benützt. Während Billy im Bahnhof von Vera Cruz auf ihn lauerte, war er längst wieder in Mexiko eingetroffen und stand nun dem Kriegsminister Flavio Cabrera in höchst eigener Person gegenüber. Was er von diesem zu hören bekam, war in keiner Weise zur Hebung seiner niedergeschlagenen Stimmung angetan. Bei jedem Satz, den Cabrera sprach, trat ihm deutlich die Gerissenheit des hinterhältigen Nestizen ins Bewußtsein, gewann er felsenfest die Überzeugung, daß er in eine mit beispiellosem Raffinement gestellte Falle gegangen war. Man hat mit seiner Flucht gerechnet, hat ihm die Möglichkeit zu dieser Flucht verschafft und sie ihn ausführen lassen. Jetzt war sie mit bestem Willen nicht mehr abzuleugnen. Wahrscheinlich hatte dieser Hauptmann auch noch den Auftrag, ihn zu einer großen Dummheit zu verleiten. Die kaltschnauzige Ironie seiner wohlgesetzten Entschuldigung im Expreß sah ganz darnach aus. Sie mußte den ruhigsten Menschen in Harnisch bringen. Mochte es sein wie es wollte, er hatte sich einen doppelten Klotz ans Bein gebunden, an dem es böß zu schleppen galt: Flucht und tätlicher Angriff auf einen Untergebenen. Cabrera konnte ihn vor ein Kriegsgericht stellen, er konnte ihn einsperren lassen — er konnte mit ihm machen, was ihm beliebte, und er ließ sich die Gelegenheit eines flüchtigen Hinweises darauf auch nicht entgehen. Die Maßnahme an sich lag natürlich nicht in seinem Sinn. Der Ingenieur sollte die Flugzeuge bauen und zwar unverzüglich.

„Wir wollen diese Sache nun auf sich beruhen lassen, Major Lopez. Der Aufnahme Ihrer Arbeit steht also nichts mehr im Wege. Ich habe Ihnen auf unserem Flugplatz im Dienstgebäude eine Wohnung anweisen lassen. Sie steht von morgen ab zu Ihrer Verfügung. — Legen Sie immer noch Wert darauf, daß Ihr Arbeitsfeld nicht am Werk beschäftigten Personen verschlossen bleibt?“

„Ich bitte um schärfste Überwachung des Baugeländes.“

„Halten Sie derartige, beinahe hermetisch wirkende Sicherheitsmaßnahmen wirklich für so notwendig?“

„Unbedingt, sie sind unerlässlich.“

Cabrera kniff die Augenbrauen zusammen, als dächte er nach und trommelte dabei auf die Schreibtischplatte. Dann sagte er, scheinbar noch immer in Gedanken verjunken: „Sie haben recht, Major Lopez. Vorsicht ist besser als Nachsicht. Man weiß nie, was kommt. Ich werde Ihre sämtlichen Räume der Obhut meiner verlässlichsten Truppen anvertrauen und Ihnen selbst“ — seine Stimme wurde langsam und eindringlich — „zwei Leute stellen lassen, eine Art Leibwache, die Tag und Nacht in Ihrer unmittelbaren Nähe sein wird. Es ist mir viel daran gelegen, daß unser Werk rüstig fortschreitet. Die Verantwortung, die Sie als Leiter haben, ist schwer, und ich möchte es unter keinen Umständen versäumen, Sie hinsichtlich Ihrer persönlichen Sicherheit zu beruhigen und Ihnen dadurch die Möglichkeit eines sorglosen Arbeitens zu gewährleisten. — Ich denke, Sie können morgen beginnen. Oder täusche ich mich?“

„Nein, Herr Minister“, erwiderte der Amerikaner und es war, als würgte es ihn in der Kehle.

„Das freut mich. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung, sofern Sie irgend ein Anliegen haben sollten und wünsche Ihnen alles Gute für die Aufnahme und die gedeihliche Entwicklung unseres gemeinsamen Werkes.“

Ein Gefühl unsäglicher Bitternis quoll in dem Ingenieur empor. Wie ein Schleier umwallte Verzweiflung seine Seele, in seinem Hirn tobten die Gedanken und kreisten unablässig um das eine furchtbare Wort „Leibwache“. „Eine Art Leibwache, die Tag und Nacht in Ihrer unmittelbaren Nähe sein wird zu Ihrer persönlichen Sicherheit...“ Der Mann versteht es, die Beize des Hohns über seine Opfer auszugießen. — Leibwache! Von früh bis spät zwei Kreaturen dieses Schurken ausgeliefert zu sein, auf Schritt und Tritt unter Aufsicht sein — das war ja viel schlimmer noch als das Gefängnis.

Stone senkte den Kopf und wankte, einem Traumwandler gleich, aus dem Zimmer.

Am Morgen des gleichen Tages, über dem für alle am „Fall Stone“ Beteiligten ein ungünstiger Stern waltete, saß George Hastings fassungslos in seinem Bureau und las immer wieder die telegraphische Nachricht im „New Yorker Herald“ über die Neuwahl des mexikanischen Präsidenten, der am Schluß folgende Notiz angefügt war: „Beim Überfliegen der gegen die Hauptstadt anmarschierenden Truppen Enrique Aguilar stürzte infolge Propellerbruchs der amerikanische Ingenieur Harry Stone mit seinem Flugzeug ab. Die Leiche wurde von Soldaten geborgen. Der Apparat ist vollständig zertrümmert.“

Schwarz auf weiß gedruckt stand es hier. Ein Zweifel war ausgeschlossen. Wie um aller Heiligen willen kommt dann dieser Unglücksmensch von einem Billy zu dieser am Tage nach dem Unglück morgens acht Uhr aufgegebenen Drahtnachricht: „Sache steht gut. Habe enge Fühlung.“

„Keine Ahnung hat der Esel. Läuft blind und taub in Mexiko herum. — Oder sollte...“ Hastings wagte den Gedanken allein nicht fertig zu denken. Er griff

zum Tischtelefon: „Ich lasse den Chefingenieur sofort zu mir bitten.“

„Mr. Young“, empfing er den Ahnungslosen, „halten Sie es für möglich, daß uns Billy betrügt?“

„Billy uns betrügt? Wie? . . .?“

„Nun, daß er mit Stone unter einer Decke steckt?“

„Seit der Geschichte mit Stone halte ich alles für möglich. Wenn Sie mich allerdings gefragt hätten, ob ich es glaube, würde ich mit nein geantwortet haben.“

Hastings reichte Young die Zeitung: „Hier, bitte, lesen Sie das!“

„Schuld und Sühne — Schlag auf Schlag“, sagte ernst der Chefingenieur.

„Und nun lesen Sie das Telegramm Billys von heute morgen! — Was meinen Sie dazu?“

„Merkwürdig. — Irgendwo liegt hier ein Täuschungsversuch vor. Aber wo?“

„Das wird sich feststellen lassen. Ich fahre sofort zur Polizei. Habe es von Anfang an gewußt, daß wir ohne deren Hilfe nicht auskommen und bedaure es, mich von Mr. Baring im entgegengesetzten Sinne beeinflusst haben zu lassen.“

Der Chef der Kriminalpolizei lehnte das Ansuchen Hastings, zwei Beamte nach Mexiko zu senden, rundweg ab, erklärte sich jedoch bereit, auf Wunsch die mexikanische Polizei um Unterstützung zu ersuchen. „Viel verspreche ich mir von dieser Maßnahme nicht“, fügte er unaufgefordert hinzu.

„Wenn ich Ihnen raten darf, Mr. Hastings, warten Sie noch einen oder zwei Tage. Vielleicht klärt sich dann alles von selbst.“

Aber Hastings, der die Skepsis des obersten Kriminalbeamten Zeitungsmeldungen gegenüber kannte, wollte davon nichts wissen und übertrug kurzer Hand die Angelegenheit einem New Yorker Detektivbureau, das ihm augenblicklich zwei ihrer Leute, Smith und Brown, zur Verfügung stellte. Sie wurden umgehend im Flugzeug nach Mexiko befördert.

Jad, der um die Mittagszeit von der Rückkehr Stones unterrichtet wurde, gab die Freudenbotschaft nach Castillos Gasthaus weiter. Jim drahtete sie an Buds und Billys Absteigequartier nach Vera Cruz.

Der Abend sah die Freunde wohlbehalten und in fröhlicher Laune nach dem ausgestandenen Schrecken in der Wirtsstube Vater Josés vereint.

8. Kapitel.

Seit diesen Ereignissen war eine Woche vergangen. Der Major Lopez-Stone hatte den Bau seiner Flugzeuge in vollem Umfang aufgenommen und sich wider alles Erwarten — er staunte selbst am meisten darüber — mit seinem Schicksal ausgeöhnt. Es gab aber auch keinerlei Anlaß für ihn zur Unzufriedenheit oder Klage. Die ihm zur Verfügung gestellten Räume entsprachen in jeder Weise den modernsten Anforderungen, sein Personal setzte sich aus erstklassigen, sachmännisch durchgebildeten Kräften zusammen, Material und Maschinen liefen gleichfalls nichts zu wünschen übrig. Und was die Hauptsache für ihn war: man belästigte ihn nicht mehr und ließ ihm vollkommen freie Hand. Er konnte nach Belieben schalten und walten und fühlte sich als unumschränkter Herr und Gebieter in seinem Reich.

Stone, ein typischer Amerikaner, der jeden Druck, jede ihm auferlegte Einschränkung haßte, wußte das so hoch einzuschätzen, daß er sogar den finanziellen Verlust gelegentlich des neuen Vertragsabschlusses mit dem Staate verschmerzte.

Blieb eigentlich nur noch als einziger dunkler Punkt die Leibwache. Aber selbst das war, genau besehen, nicht so schlimm und ließ sich ertragen, vollends wenn man, wie Stone, dazu neigte, den Dingen immer die beste Seite abzugewinnen.

Die beiden zu seiner Begleitung kommandierten Mannschaften, die an Stelle einer Uniform landesübliche Kleidung trugen, benahmten sich militärisch korrekt, zeigten sich gewandt und anständig in der Ausführung kleiner Dienste und waren zweifellos ausgesuchte Leute. Im Dienst störten sie den Major überhaupt nicht. Nur

bei seinen Ausgängen in der Stadt konnte er sich noch nicht so recht an sie gewöhnen, wiewohl sie in gemessenem Abstand, gänzlich unauffällig, hinter ihm herschritten. Einmal freilich schlug dieses Gefühl der Unbehaglichkeit in das Gegenteil um. Das war vor zwei Tagen. Der Major befand sich auf dem Wege ins Theater. Vor der Kasse drängten sich plötzlich zwei gut gekleidete Herren an ihn heran, stellten sich als Engländer vor und überschütteten ihn mit einem Schwall von Worten. Sie hätten durch ein Mißverständnis nach ihrer Ankunft heute morgen Schwierigkeiten mit den Behörden bekommen. Sie wären der spanischen Sprache unkundig, mit den Verhältnissen nicht vertraut, glaubten in ihm einen Landsmann erkannt zu haben und bäten um seinen Rat. Stone, der begreiflicherweise auf jegliche Bekanntschaft mit Fremden gerne verzichtete, empfand den Zwischenfall äußerst peinlich und schaut sich unwillkürlich nach seiner „Leibwache“ um. Und schon trat sie offen in Erscheinung und bedeutete höflich, indes bestimmt, den beiden Herren, ihr Glück anderweitig zu versuchen. Der Major atmete erleichtert auf und dankte im stillen seinem Schöpfer für die tüchtigen Männer in seiner Gefolgschaft.

Die beiden „landfremden Engländer“ aber verließen gleich darauf das Theater.

„Was ist deine Ansicht über diesen Major?“, fragte Smith seinen Kollege Brown.

Und Brown antwortete: „Daß ich mich hängen lasse, wenn wir nicht soeben die Leiche des abgestürzten Harry Stone vor uns gehabt haben.“

„Dann wären wir also wieder einmal einig.“ —

Der Kriegsminister Flavio Cabrera hatte mit zunehmendem Wohlwollen den willigen Arbeitseifer des Majors Lopez im Verlauf der ersten Woche festgestellt. Er war mit ihm zufrieden.

„Der Mann scheint endlich Vernunft angenommen zu haben“, äußerte er sich seinem Chef des Stabes, Caserta, gegenüber. „Sie können ihm gelegentlich mitteilen, daß die amtliche Bestätigung seines infolge Motordefekts erfolgten Todes“ — „infolge Propellerbruches“, berichtigte lächelnd Caserta — „stimmt, Sie haben recht. Also, daß die amtliche Bestätigung seines Todes an die Behörden in New York abgegangen ist. Das wird weiterhin beruhigend auf ihn wirken.“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist im Leben so — —

Es ist im Leben so: In manchen Stunden,
Da redet stilles Schweigen in den Seelen.
Es kommt nicht auf, wird Klang nicht in den Rehlen
Und hat doch stets Verständnis noch gefunden.

Es ist im Leben so: Es gibt Minuten,
Die warmer Worte Hauch verspüren wollen,
Die fast und ungenutzt vorüberrollen,
Die in sich selber schmerzlich dann verbluten.

Es geht so viel, so manches hier verloren,
Das mit Sekunden in die Ewigkeiten
Hinübertraufet immer ungeboren.

Es ist im Leben so: Wir Menschen gleiten
Vorbei an uns — durch Freuden und durch Leiden,
Bis wir uns treffen vor den letzten Toren.

Georg Riesen.

Allerjeelen.

Am alten Kreuz.

Ein Kriegstagebuchblatt von Ernst Bergfeld.

Zwischen dem Bahnhofe und dem Armeekraftwagenpark liegt ein uralter Friedhof mit vergessenen Gräbern, ineinandergestürzten Grabsteinen und Kreuzen, von hohem Gras und wellenden Blumen überwuchert. Draußen rattern die Räder und saufen die Kraftwagen. Hier weilt tiefster Friede. In den wenigen Sonnenstrahlen, die ihren Weg durch die gen Himmel ragenden Bäume finden, tummeln sich Kaninchen. Sonst lebt hier kein Wesen.

Inmitten der Einsamkeit steht auf meterhohem Sodel ein vom Rost verrostetes Kreuzifix mit gekreuzigtem



Unterteilung

Inhalt des folgenden Verfilmungsteiles:

Seite fehlt?